



1924-04-29

Besuch bei Hoover

Helene Scheu-Riesz

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240629&seite=4&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Scheu-Riesz, Helene, "Besuch bei Hoover" (1924). *Essays*. 947.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/947

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Besuch bei Hoover.

Von **Helene Scheu-Riesz.**

Washington, Anfang Juni.

Der Mann, dessen Name mit der Erinnerung an die amerikanische Kinderhilfe unauflöslich verknüpft ist und dem viele Hunderttausende von Kindern ihre Rettung vor sicherem Hungertod verdanken, ist gegenwärtig Handelsminister der Vereinigten Staaten. Der Vertreter der „United Press“, der mir in liebenswürdigster und umsichtigster Weise die Honneurs von Washington macht, fragt mich am ersten Tag, was von den lebendigen Sehenswürdigkeiten der Bundeshauptstadt mich am meisten interessieren würde, und ich antwortete ohne Zögern mit dem Namen Hoover.

Nun ist es freilich leichter, alle sonstigen beweglichen und unbeweglichen Kostbarkeiten dieses Wunderlandes zu sehen als gerade Mr. Hoover, der einer der meistbeschäftigten Männer seines arbeitsreichen Staates ist; und doch genügt eine einfache Anfrage meines Führers, um mir die Einladung zu einer Unterredung zu verschaffen. Ist es die dauernde Zuneigung, die wir für Menschen empfinden, denen wir Gutes getan haben, was gerade dem Gast aus den Hungerländern die sonst geschlossene Tür öffnet? Diese Frage beschäftigt mich nicht länger, als die Fahrt mit dem Lift in das siebente Stockwerk des Handelsministeriums dauert. Dort suche ich den Beamten auf, der meinen Besuch bei Mr. Hoover arrangiert hat. Es ist ein sonniger Maitag und der Beamte amtiert im Sporthemd ohne Rock, aber was er tut und sagt, wirkt dafür auch prompt und zielsicher wie ein gelungener Fußballschlag. Er fährt mit mir liftabwärts und stellt mich dem Privatsekretär des Ministers vor, der mich bittet, für ein paar Minuten im Wartezimmer Platz zu nehmen. Durch ein breites Fenster habe ich von dort einen herrlichen Fernblick auf die frühlinggrünen Parks, die ein Wahrzeichen von Washington sind. Die blühenden japanischen Kirschbäume, die den Potomacfluß umsäumen, schicken Traumgrüße herauf; sie scheinen den fernen Osten mit diesem Land intensiv westlicher Gegenwartskultur auf das lieblichste zu verbinden. Ich könnte hier stundenlang sitzen und schauen, in eine Gegenwart schauen, die für meinen europäischen Blick schon Zukunft bedeutet. Aber der schwarze Diener, der sieht, daß ich warte, bringt mir sogleich eine illustrierte Zeitschrift zum Lesen, und nach ein paar Minuten kommt er und bittet mich, nicht ungeduldig zu werden, Mr. Hoover werde gleich frei sein. Der gute, artige schwarze Mann weiß ja nicht, daß ich aus Wien komme, wo man sein halbes Leben mit Warten auf die überflüssigsten Dinge verbringt, und daß ich daheim, wenn ich einen rekommandierten Brief aufgeben will, auf dem Postamt mehr Zeit daran wenden muß als ich hier brauche, um ein Gespräch mit einem großen Manne zu erlangen!

Dann werde ich gerufen und sitze ihm an seinem Schreibtisch gegenüber, dem in mehr als einem Sinne großen Mann. Er hat die amerikanischen Proportionen und das amerikanische Gesicht, das nicht altert. Er fragt freundlich nach meinen Reiseplänen und wünscht, daß ich nicht bloß so unamerikanische Städte zu sehen bekommen möchte, wie Newyork nud [sic] [und] Chicago, in denen nur fünfundzwanzig Prozent der Bewohner wirkliche Amerikaner sind und die genau wie alle anderen Großstädte der Welt voll Armut, Schmutz und Elend sind. Eine kleinere Stadt von etwa hunderttausend Einwohnern müsse ich mir ansehen, eine von jenen gut verwalteten Städten, in denen es Armut im europäischen Sinne nicht gibt; in denen eine intelligente Bevölkerung, in vorzüglichen Schulen herangebildet, in fleißiger Arbeit sich selbst regiert, an allen Erfindungen und Erkenntnissen ihrer Zeit regen Anteil nimmt und frei ist zur Durchführung sozialer, wissenschaftlicher und erzieherischer Experimente. Es sei ja überhaupt in Amerika um so viel leichter, Experimente und Fortschritte zu machen, weil alle achtundvierzig Staaten vollkommen unabhängig voneinander über ihre Schicksale entscheiden. Jeder Staat probiert aus, was ihm gefällt; gelingt ihm ein Experiment, so wird es von den anderen Staaten sogleich nachgemacht. In Europa muß jede Neuerung gleich für vierzig Millionen Menschen durchgeführt werden, und da geht es natürlich nicht so schnell.

„Von dieser Schwierigkeit wären wir in [Österreich] jetzt frei,“ sage ich. „Wir könnten uns also ganz gut amerikanisieren. Wollen Sie uns nicht ein paar von diesen gelungenen Experimenten empfehlen? Die Kinder, die Sie gespeist haben, wachsen zu Menschen heran, die auf ihr Land Einfluß bekommen. Sicher würden sie auf Ihre Stimme hören und Ihren Rat williger annehmen als den anderer Leute. Aber freilich, daß einer dem andern etwas rasch nachmacht, ist unter den europäischen Nachbarvölkern nicht sehr üblich.“

Hoover nickt lachend. „Es muß wohl jedes Land seine eigenen Fehler machen,“ sagt er. „Es scheint, daß sich Reformen schwer aus einem Erdteil in den anderen verpflanzen lassen. Im übrigen wiegt mein Rat nicht schwerer als der irgendeines anderen Menschen. Nicht ich habe diese Kinder gespeist; ich war nur ein Instrument – es war ja nicht mein eigenes Geld, womit die Kinderhilfe gemacht wurde.“

Dann erzählt er von den Einrichtungen der Kinderpflege in den Vereinigten Staaten. Alle Kinder, auch die vorschulpflichtigen werden regelmäßig ärztlich untersucht. Viele Schulen geben den Kindern das Mittagessen. Die modernsten Pflege- und Lehrmethoden werden fortgesetzt studiert, ausprobiert und eingeführt; alles fließt, es gibt kein starres System, und was heute eingeführt wird kann schon morgen, wenn etwas Besseres kommt, verworfen werden.

Aus den Schilderungen Mr. Hoovers bekomme ich fast den Eindruck, als gäbe es in Amerika überhaupt keine Bureaucratie. Und doch habe ich besonders junge Leute darüber klagen hören, daß sich die ersten Anzeichen dieser europäischen Seuche auch hier als Kriegsfolge bereits zu zeigen beginnen.

Als ich davon spreche, daß ich eine Woche in der Quäkerstadt Philadelphia zubringen will, weil mich das Leben der Quäker besonders interessiert, bekommen Hoovers Augen einen warmen Glanz. „Ich bin froh, daß sie das sagen!“ erklärt er. „Auch ich bekenne mich zum Glauben der Quäker. Es gibt in ganz Amerika nur etwa hundertfünfzigtausend, eine verschwindend kleine Zahl im Verhältnis zu unseren Völkermillionen. Um so erstaunlicher ist es, welche Rolle sie im öffentlichen Leben spielen. Ich beobachte es und bin selbst überrascht, zu sehen, wie viele Leute in führenden und verantwortungsvollen Stellungen hier aus der Gesellschaft der Freunde hervorgegangen sind.“

Und nun spricht er von den Quäkern, diesen großen Individualisten, denen die Menschen willig Gefolgschaft leisten, vielleicht gerade weil sie nicht wie die Angehörigen der meisten politischen Parteien allen Menschen ihre [Überzeugung] aufzwingen wollen, sondern weil sie sich damit begnügen, selber in unverbrüchlicher Treue zu dieser [Überzeugung] zu stehen und ehrlich nach ihr zu leben. Während ich ihm zuhöre, wird mir klar, worin diese Atmosphäre von Zukunft und von Reinheit besteht, die für mich der erste und stärkste Eindruck der neuen Welt ist. Es sind hier moralische Kräfte am Werk, deutlich und fühlbar in jeder kleinen alltäglichen Einzelheit des Lebens. Es ist nicht nur die vollendete Leistung der Installateure, denen man geradezu lyrische Gedichte widmen könnte für ihre Badezimmer und die Ströme von heißem Wasser, die sie durch alle Leitungen führen, für ihre mustergültigen Lüftungsanlagen und die blendende Sauberkeit selbst der kleinsten Gaststuben und Gemeinschaftsküchen, wo sich der Küchenbetrieb im Speisesaal vor den Augen der Gäste völlig geruchlos und hygienisch abspielt. Nein, in viel höherem Maße noch ist es die seelische Reinheit, was diesem jungen Volk die Kraft der Weltbeherrschung gibt. In jeder Stadt Amerikas steht mindestens ein Denkmal George Washingtons, und wenn der Vater seine Kinder daran vorüberführt, sagt er: „Nie ist eine Lüge über seine Lippen gekommen.“ Wo sind die Denkmäler in Europa, vor denen die Väter das zu ihren Kindern sagen?

Denkmäler der Helden des Charakters, der Jugend als Vorbild aufgerichtet, und Quäkerminister, denen die Speisung hungernder Kinder im fernen Rußland ebenso am Herzen liegt als die Wohlfahrt der Kinder im eigenen Land; das braucht Europa, um sich aus tiefstem Elend wieder aufzurichten. Und wenn ich höre, daß der Einfluß solcher Männer im Wachsen ist, dann wird in mir eine frohe Zuversicht ganz stark. Denn dann kann es um die Zukunft der Menschheit nicht so schlimm bestellt sein, wie wir in meiner lieben, alten, müden Heimat zuweilen in trüben Stunden glauben. Wenn nur erst im öffentlichen

Leben die Männer die Führenden sind, von denen die Väter ihren Kindern sagen können, daß nie eine Lüge über ihre Lippen gekommen ist, dann wird auch in Europa nach einem langen, schrecklichen, sonnenlosen Winter ein heller Frühling einziehen.

Besuch bei Hoover.

Von Helene Scheu-Riesz.

Washington, Anfang Juni.

Der Mann, dessen Name mit der Erinnerung an die amerikanische Kinderhilfe unauflöslich verknüpft ist und dem viele Hunderttausende von Kindern ihre Rettung vor sicherem Hungertod verdanken, ist gegenwärtig Handelsminister der Vereinigten Staaten. Der Vertreter der „United Press“, der mir in lebenswürdigster und umsichtigster Weise die Honneurs von Washington macht, fragt mich am ersten Tag, was von den lebendigen Sehenswürdigkeiten der Bundeshauptstadt mich am meisten interessieren würde, und ich antwortete ohne Zögern mit dem Namen Hoover.

Nun ist es freilich leichter, alle sonstigen beweglichen und unbeweglichen Kostbarkeiten dieses Wunderlandes zu jehen als gerade Mr. Hoover, der einer der meistbeschäftigten Männer seines arbeitsreichen Staates ist; und doch genügt eine einfache Anfrage meines Führers, um mir die Einladung zu einer Unterredung zu verschaffen. Ist es die dauernde Zuneigung, die wir für Menschen empfinden, denen wir Gutes getan haben, was gerade dem Gast aus den Hungerländern die sonst geschlossene Tür öffnet? Diese Frage beschäftigt mich nicht länger, als die Fahrt mit dem Lift in das siebente Stockwerk des Handelsministeriums dauert. Dort suche ich den Beamten auf, der meinen Besuch bei Mr. Hoover arrangiert hat. Es ist ein sonniger Mailtag und der Beamte antwortet im Sporthemd ohne Rock, aber was er tut und sagt, wirkt dafür auch prompt und zielsicher wie ein gelungener Fußballschlag. Er fährt mit mir listabwärts und stellt mich dem Privatsekretär des Ministers vor, der mich bittet, für ein paar Minuten im Wartezimmer Platz zu nehmen. Durch ein breites Fenster habe ich von dort einen herrlichen Fernblick auf die frühlinggrünen Parks, die ein Wahrzeichen von Washington sind. Die blühenden japanischen Kirschbäume, die den Potomacfluß umsäumen, schicken Traummgrüße herauf; sie scheinen den fernen Osten mit diesem Land intensiv westlicher Gegenwartskultur auf das lieblichste zu verbinden. Ich könnte hier stundenlang sitzen und schauen, in eine Gegenwart schauen, die für meinen europäischen Blick schon Zukunft bedeutet. Aber der schwarze Diener, der sieht,

daß ich warte, bringt mir sogleich eine illustrierte Zeitschrift zum Lesen, und nach ein paar Minuten kommt er und bittet mich, nicht ungeduldig zu werden, Mr. Hoover werde gleich frei sein. Der gute, artige schwarze Mann weiß ja nicht, daß ich aus Wien komme, wo man sein halbes Leben mit Warten auf die überflüssigsten Dinge verbringt, und daß ich daheim, wenn ich einen rekommandierten Brief aufgeben will, auf dem Postamt mehr Zeit daran wenden muß als ich hier brauche, um ein Gespräch mit einem großen Manne zu erlangen!

Dann werde ich gerufen und sitze ihm an seinem Schreibtisch gegenüber, dem in mehr als einem Sinne großen Manne. Er hat die amerikanischen Proportionen und das amerikanische Gesicht, das nicht altert. Er fragt freundlich nach meinen Reiseplänen und wünscht, daß ich nicht bloß so unamerikanische Städte zu jehen bekommen möchte, wie Newyork und Chicago, in denen nur fünfundzwanzig Prozent der Bewohner wirkliche Amerikaner sind und die genau wie alle anderen Großstädte der Welt voll Armut, Schmutz und Elend sind. Eine kleinere Stadt von etwa hunderttausend Einwohnern müsse ich mir ansehen, eine von jenen gut verwalteten Städten, in denen es Armut im europäischen Sinne nicht gibt; in denen eine intelligente Bevölkerung, in vorzüglichen Schulen herangebildet, in fleißiger Arbeit sich selbst regiert, an allen Erfindungen und Erkenntnissen ihrer Zeit regen Anteil nimmt und frei ist zur Durchführung sozialer, wissenschaftlicher und erziehlicher Experimente. Es sei ja überhaupt in Amerika um so viel leichter, Experimente und Fortschritte zu machen, weil alle achtundvierzig Staaten vollkommen unabhängig voneinander über ihre Schicksale entscheiden. Jeder Staat probiert aus, was ihm gefällt; gelingt ihm ein Experiment, so wird es von den anderen Staaten sogleich nachgemacht. In Europa muß jede Neuerung gleich für vierzig Millionen Menschen durchgeführt werden, und da geht es natürlich nicht so schnell.

„Von dieser Schwierigkeit wären wir in Oesterreich jetzt frei,“ sage ich. „Wir könnten uns also ganz gut amerikanisieren. Wollen Sie uns nicht ein paar von diesen gelungenen Experimenten empfehlen? Die Kinder, die Sie gespeist haben, wachsen zu Menschen heran, die auf ihr Land Einfluß bekommen. Sicher würden sie auf Ihre Stimme hören und Ihren Rat williger annehmen als den anderer Leute. Aber freilich, daß einer dem andern etwas rasch nachmacht, ist unter den europäischen Nachbarvölkern nicht sehr üblich.“

Hoover nickt lachend. „Es muß wohl jedes Land seine eigenen Fehler machen,“ sagt er. „Es scheint, daß sich Reformen schwer aus einem Erdteil in den anderen verpflanzen lassen. Im übrigen wiegt mein Rat nicht schwerer als der irgendeines anderen Menschen. Nicht ich habe diese Kinder gespeist; ich war nur ein Instrument — es war ja nicht mein eigenes Geld, womit die Kinderhilfe gemacht wurde.“

Dann erzählt er von den Einrichtungen der Kinderpflege in den Vereinigten Staaten. Alle Kinder, auch die vorschulpflichtigen werden regelmäßig ärztlich untersucht. Viele Schulen geben den Kindern das Mittagessen. Die modernsten Pflege- und Lehrmethoden werden fortgesetzt studiert, ausprobiert und eingeführt; alles fließt, es gibt kein starres System, und was heute eingeführt wird kann schon morgen, wenn etwas Besseres kommt, verworfen werden.

Aus den Schilderungen Mr. Hoovers bekomme ich fast den Eindruck, als gäbe es in Amerika überhaupt keine Bürokratie. Und doch habe ich besonders junge Leute darüber klagen hören, daß sich die ersten Anzeichen dieser europäischen Seuche auch hier als Kriegsfolge bereits zu zeigen beginnen.

Als ich davon spreche, daß ich eine Woche in der Quäkerstadt Philadelphia zubringen will, weil mich das Leben der Quäker besonders interessiert, bekommen Hoovers Augen einen warmen Glanz. „Ich bin froh, daß Sie das sagen!“ erklärt er. „Auch ich bekenne mich zum Glauben der Quäker. Es gibt in ganz Amerika nur etwa hundertfünfzigtausend, eine verschwindend kleine Zahl im Verhältnis zu unseren Völkermillionen. Um so erstaunlicher ist es, welche Rolle sie im öffentlichen Leben spielen. Ich beobachte es und bin selbst überrascht, zu sehen, wie viele Leute in führenden und verantwortungsvollen Stellungen hier aus der Gesellschaft der Freunde hervorgegangen sind.“

Und nun spricht er von den Quäkern, diesen großen Individualisten, denen die Menschen willig Gefolgschaft leisten, vielleicht gerade weil sie nicht wie die Angehörigen der meisten politischen Parteien allen Menschen ihre Ueberzeugung aufzwingen wollen, sondern weil sie sich damit begnügen, selber in unverbrüchlicher Treue zu dieser Ueberzeugung zu stehen und ehrlich nach ihr zu leben. Während ich ihm zühöre, wird mir klar, worin diese Atmosphäre von Zukunft und von Reinheit besteht, die für mich der erste und stärkste Eindruck der neuen Welt ist. Es sind hier moralische Kräfte am Werk, deutlich und fühlbar in jeder kleinen alltäglichen Einzelheit des Lebens. Es ist nicht nur die vollendete Leistung der Installateure, denen man geradezu lyrische Gedichte widmen könnte für ihre Badezimmer und die Ströme von heißem Wasser, die sie durch alle Leitungen führen, für ihre mustergültigen Lüftungsanlagen und die blendende Sauberkeit selbst der kleinsten Gaststuben und Gemeinschaftsküchen, wo sich der Küchenbetrieb im Speisesaal vor den Augen der Gäste völlig geruchlos und hygienisch abspielt. Nein, in viel höherem Maße noch ist es die seelische Reinheit, was diesem jungen Volk die Kraft der Weltbeherrschung gibt. In jeder Stadt Amerikas steht mindestens ein Denkmal George Washingtons, und wenn der Vater seine Kinder daran vorüberführt, sagt er: „Nie ist eine Lüge über seine Lippen gekommen.“ Wo sind die Denkmäler in Europa, vor denen die Väter das zu ihren Kindern sagen?

Denkmäler der Helden des Charakters, der Jugend als Vorbild aufgerichtet, und Quäkerminister, denen die Speisung hungernder Kinder im fernen Rußland ebenso am Herzen liegt als die Wohlfahrt der Kinder im eigenen Land; das braucht Europa, um sich aus tiefstem Elend wieder aufzurichten. Und wenn ich höre, daß der Einfluß solcher Männer im Wachsen ist, dann wird in mir eine frohe Zuversicht ganz stark. Denn dann kann es um die Zukunft der Menschheit nicht so schlimm bestellt sein, wie wir in meiner lieben, alten, müden Heimat zuweilen in trüben Stunden glauben. Wenn nur erst im öffentlichen Leben die Männer die Führenden sind, von denen die Väter ihren Kindern sagen können, daß

nie eine Lüge über ihre Lippen gekommen ist, dann wird auch in Europa nach einem langen, schrecklichen, sonnenlosen Winter ein heller Frühling einziehen.